

„Wir haben eine Leiche im Keller“

Ignatz Bubis und Daniel Cohn-Bendit über Juden in Frankfurt und den Fassbinder-Streit

SPIEGEL: Herr Cohn-Bendit, Sie wollten als Theaterzuschauer im Frankfurter Kammerspiel die Uraufführung von Fassbinders „Der Müll, die Stadt und der Tod“ sehen. Und Sie, Herr Bubis, haben als Demonstrant auf der Bühne die Premiere des Stückes verhindert, weil Sie es für antisemitisch halten. So unversöhnlich standen Sie sich zuletzt vor elf Jahren gegenüber . . .

darauf geachtet haben: Wer sind die Besetzer, was sind das für Menschen, und wie kann man aus diesem Konflikt herauskommen? Sie wurden abstrakt „die Besetzer“ benannt.

BUBIS: Das hatte bei mir einen guten Grund. Die Wohnungen, die bei mir besetzt wurden, waren vermietet an Studenten. Dann war irgendeine Demonstration, dann wurde marschiert, und

Wohnungen gebraucht haben. Das waren Menschen, die auch diese großen Wohnungen wollten, weil sie halt Wohngemeinschaften darin machen wollten, einen bestimmten Lebensstil führen wollten. Diese alten Häuser haben ja eigentlich den Charakter auch von Frankfurt geprägt, und sie haben auch ein Zusammenleben ermöglicht, das diese Neubauten nicht ermöglichen. Heute ist das Westend so, daß kein Mensch unter einem bestimmten sozialen Niveau dort leben kann. Die Politik, die Sie gemacht haben, vollzogen haben, nicht aus Liebe zur SPD oder CDU, sondern aus geschäftlichen . . .

BUBIS: . . . aus geschäftlichen Gründen.

COHN-BENDIT: . . . die hat dieses Sauerbarmachen im Westend erst ermöglicht.

BUBIS: Diesen Streit um die Baupolitik gab es nicht nur in Frankfurt, den gab es überall – in New York, in Hannover.

COHN-BENDIT: In Tel Aviv.

BUBIS: In Tel Aviv wie in Düsseldorf. Es war die Zeit nach dem Krieg. Es war mitten im Wirtschaftswunder. Es war die Zeit, in der die Wirtschaftsentwicklung auf den Höhepunkt zustrebte. Die Städte rissen sich

um Gewerbeansiedlung, Dienstleistungsgewerbe, Banken. Jede Bank glaubte, sie müßte in Frankfurt vertreten sein. Da gab es Leute, die das ausgenutzt haben.

COHN-BENDIT: Das nannte man spekulieren.

BUBIS: Nennen Sie es ruhig spekulieren.

COHN-BENDIT: Das ist nicht böse gemeint. Es gibt Börsenspekulanten im Kapitalismus. Kapitalismus, das ist nicht per se verwerflich.

BUBIS: Für mich ist Spekulant kein Reizwort, wenn es nicht im sowjetischen Sinne gemeint ist. In der Sowjet-Union steht auf Spekulation die Todesstrafe. Man muß das relativieren. Der eine



Bubis, Cohn-Bendit beim SPIEGEL-Streitgespräch*: „Antisemitismus vielleicht nur Vorwand?“

BUBIS: Wir beide nicht.

COHN-BENDIT: Doch, doch, wir hatten über die Polizei miteinander zu tun.

SPIEGEL: Damals gehörten Sie zu den Demonstranten, die ein Haus von Herrn Bubis besetzten, und Sie, Herr Bubis, ließen das Haus von der Polizei räumen.

BUBIS: Da war mir aber nicht bewußt, wer die Personen auf der anderen Seite sind.

COHN-BENDIT: Das ist richtig. Sie schwebten woanders.

BUBIS: Für mich waren das damals die Besetzer.

COHN-BENDIT: Das werfe ich Ihnen doch heute noch vor, daß Sie nie

dann wurden aus meinen Fenstern Transparente rausgehängt und erklärt: Das Haus ist besetzt.

SPIEGEL: Das waren die Häuser in der Bockenheimer Landstraße/Ecke Schumannstraße.

BUBIS: Für mich waren das keine Besetzer, die eine Wohnung brauchten, sondern das waren für mich Besetzer, die gegen eine bestimmte Politik protestierten, die das System auf irgendeine Weise verändern wollten. Das war nicht mein Problem.

COHN-BENDIT: Das glaube ich Ihnen. Das waren schon Menschen, die

* In der Frankfurter Redaktionsvertretung des SPIEGEL; im Hintergrund Westend-Hochhäuser.



Frankfurter Theater-Demonstration*: „Wir werden's wieder machen“

spekuliert an der Börse, der andere spekuliert mit einem Haus.

COHN-BENDIT: Wenn ich sage spekulieren, dann meine ich: Eine Gesellschaftsordnung, die solche Ungerechtigkeit ermöglicht, ist stark reformbedürftig. Das war damals unser Argument: Wir wollten nicht, daß die Stadt so aussieht, daß Menschen, die weniger als zweitausend Mark im Monat verdienen, in der Innenstadt nicht mehr wohnen können.

BUBIS: Ich habe nach der Räumung der Häuser feststellen können, daß die Leute, die da drin waren, alle darüber hinaus ihre Wohnung hatten.

COHN-BENDIT: Natürlich waren diejenigen, die Ihre Häuser besetzt hatten, nicht so bedürftig wie die Türken, die in anderen Häusern waren und raus mußten; die hatten wirklich keine Alternative.

SPIEGEL: Herr Bubis, damals handelten Sie ja in Übereinstimmung mit der Bau- und Strukturpolitik der damaligen SPD-Stadtreger unter Oberbürgermeister Rudi Arndt.

BUBIS: Es war wohl mehr eine Allparteienregierung.

COHN-BENDIT: Wunderbar!

SPIEGEL: Sie haben damals alte Häuser gekauft, abgerissen, neue gebaut und damit geschäftlichen Erfolg erzielt. Das ist Ihre Position: die des Spekulanten, und Cohn-Bendit, Ihr damaliger Untermieter und Besetzer sagt . . .

COHN-BENDIT: . . . ich war nicht sein Untermieter, ich war in einem anderen besetzten Haus . . .

SPIEGEL: . . . und Cohn-Bendit sagt, damit haben Sie das Frankfurter Westend kaputtgemacht.

BUBIS: Was ich gemacht habe, stimmte überein mit der erklärten Politik für das Frankfurter Westend. Dennoch betrachte ich mich nicht als der Vollstrecker für irgend jemanden.

COHN-BENDIT: Das ist klar. Das ist ja das Kluge am Kapitalismus: Es können Menschen nicht etwas vollziehen, was sie nicht wollen. Das ist auch verne-

**„Kaufen Sie doch,
und reißen Sie ab“**

belte marxistische Theorie, daß es einfach Handlanger gibt, die keine Interessen haben – das ist wirklich dümmlich. Aber richtig ist, daß Ihr persönliches Interesse, sich zu bereichern, einherging mit den politischen Interessen der Allparteienregierung.

BUBIS: Richtig. Es gab die offizielle Politik der Hochhaus-Bebauung.

SPIEGEL: Man sieht's, wenn man hier aus dem Fenster schaut.

BUBIS: Ich will Ihnen mal erzählen, wie das damals gelaufen ist. Die Stadt wollte rund um die Hochhäuser möglichst viel Freiraum schaffen. So beinhalten mein Bauantrag, den ich ursprünglich eingereicht habe, 16 Geschosse an

* Am Freitag vorletzter Woche; Bubis (M. o.) und andere Mitglieder der Jüdischen Gemeinde besetzten die Bühne der Kammerspiele. Spruchband-Text: „Subventionierter Antisemitismus.“

der Ecke Schumannstraße 69, 71, Ecke Bockenheimer Landstraße 111, 113, 115.

Dann kam das Stadtplanungsamt und sagte: Wissen Sie, wenn wir es schon hier machen, dann brauchen wir mehr Luft, paar Geschosse mehr; darauf kommt's nicht an, wenn wir einmal bei 16 sind. Seien Sie so nett: Kaufen Sie doch dazu die Schumannstraße 61, 63, 65, 67, reißen Sie die ab. Wir können dann das Haus ein bißchen reinrutschen, das steht dann auf der 67.

Dann hat der Stadtplanungsausschuß eine Besichtigung gemacht und kam zu dem Ergebnis, ich solle auch gegenüberliegend die 62 und 64 erwerben, mit abreißen, damit dieses Haus so ein bißchen Freiraum kriegt. Und damit die Ausnutzung dann von diesen Häusern, die nicht bebaut werden, hier stimmt, käme ich auf 28 Geschosse.

Dann habe ich angefangen, das dazuzuerwerben, und ich habe bis auf die 64 und 61 auch tatsächlich alles erworben. Dann hieß es: Moment mal! Geschrei! Die Häuser müssen stehen bleiben! Aber da ich eine verbindliche Bauvoranfrage hatte, hieß es: So, jetzt haben wir eine Leiche im Keller. Wir haben eine Zusage gemacht, die verbindlich ist. Jetzt gucken wir, wo wir das Haus hinrücken können, damit es gebaut werden kann – und die Häuser dürfen trotzdem stehen bleiben.

SPIEGEL: Was Sie jetzt beschrieben haben, Herr Bubis, das Zusammenspiel zwischen dem Spekulanten und der Stadt mit der gemeinsamen Leiche im Keller, das ist akkurat Fassbinders Thema, eine Zustandsbeschreibung, was sich damals in Frankfurt abspielte.

BUBIS: Solche Spekulanten hat es auch in anderen Städten gegeben. Auch in anderen Städten haben Juden mitgebaut und Christen.

COHN-BENDIT: Und Muselmanen.

BUBIS: Und Banken und Versicherungen. In Frankfurt war alles anders. In Frankfurt wurde Selmi zum Juden gestempelt, er ist Moslem . . .

SPIEGEL: . . . ein Iraner, der Häuser und Banken besaß.

BUBIS: Hier wurde Göbel zum Juden gestempelt, er ist Christ . . .

SPIEGEL: . . . ein Frankfurter Hochhaus-Bauer, der die Bauverwaltung leimen wollte.

BUBIS: Nirgendwo, in keiner Stadt, spielte es eine Rolle, wer der Bauherr war. In Frankfurt hat es eine Rolle gespielt, obwohl der Anteil der Juden unter den Bauherren nicht größer war als anderswo. Ich kenne bestimmt keine 20 jüdischen Bauherren.

COHN-BENDIT: Stimmt. Man kennt sie auch mit Namen.

BUBIS: Sie sind alle mit Namen bekannt. Die kann man aufzählen. Herr Cohn-Bendit, ich habe eine Frage an Sie: Was schätzen Sie, wieviel ich in Frankfurt gebaut habe an Bürohäusern, von diesen Spekulationsobjekten?

Ein Stück, nur keins von ihm

Der SPIEGEL hat, seit er besteht, Krach mit einzelnen Juden und Krach mit Vertretern der Judenheit in Deutschland gehabt. Dies war normal.

Man muß sich klarmachen, daß in den Zeiten solch ungeheuren Umbruchs Leute hervorgetreten sind, denen man eine bürgerliche Gesittung auch bei gutem Willen nicht attestieren konnte. Dennoch, auch ich finde es einen Akt ungeheurer Instinktlosigkeit, das Fassbinder-Stück in Frankfurt aufzuführen.

Es mag den „reichen Juden“ gegeben haben und ihn noch heute geben, er mag sogar zum Vorsitzenden seiner Gemeinde aufgestiegen sein.

Nur, ist das bei uns, man muß wohl sagen Nichtjuden, anders? Haben die reichen Juden, die Frankfurt ruiniert oder entkernt oder aufgestockt haben, anderes getan als reiche Nichtjuden, Konjunkturritter auf beiden Seiten?

So war es ein Geniestreich des genialischen Fassbinder, der wenige wunderbare und viele nicht so wunderbare Stücke hat entstehen lassen, auch dieses durchaus diskutable Thema aus sich herauszukotzen.

Das war nun seine Art, sich in Szene zu setzen, und Selbstkritik war seine stärkste Seite nicht, Politik schon gar nicht.

Auch dieses Stück enthält genialische Züge, wie man sie bei Fassbinder selten vermissen muß. Aber es ist auf eine Weise politisch, die der apolitische Fassbinder kaum hätte begreifen mögen.

Wenn es denn wahr wäre, was keineswegs erwiesen ist, daß Juden, mag sein gettugeschädigte Juden, mehr anrühige Geschäfte tätigen als Nichtjuden: Was wäre denn damit bewiesen?

In „Jud Süß“-Zeiten hätte man damit etwas beweisen können. Die Juden wurden abgedrängt in ein geistiges Getto – physisch war es ja ohnehin da –, das ihnen wenig Wahl ließ, sich sozial oder asozial zu benehmen.

Dies ist nicht unser Fall, wo wir einerseits betrauern, daß die meisten Juden aus unserer Kultur entfernt wurden, und wo wir uns dennoch klar sind, daß Juden genauso menschen sein wie wir.

Bedenkt man, wie lange Fassbinders nicht sonderlich und einma-

lig gutes Stück die Theatrokratie schon beschäftigt hat, mit etlichem Versagen und zum Schluß sogar mit einem Rausschmiß, so kann man nur feststellen, daß der neue und wundersame Intendant Rühle, der von dem Stück früher recht wenig hielt, den Fehlgriff seines Lebens getan hat.

Er wußte, oder hätte wissen müssen, auf was er sich da einließ. Nun spielt er nur noch die Unschuld vom Lande.

Wäre hier ein Stück, dessen Auf- führung die Karriere oder Nichtkarriere eines Intendanten lohnt, so hätte er als Theatermann recht. Aber er glaubt das nicht im mindesten. Er denkt nur, er müsse seine Autorität, von der bisher wenig zu sehen war, behaupten.

Hier gab es doch nur zwei Punkte zu berücksichtigen. Der wichtigere ist: Wenn auch nur zehn Juden sich in ihrem Selbstgefühl beleidigt und in ihrer Angst bestätigt fühlten, so dürfte das Stück gar nicht gespielt werden.

Es ist ein antisemitisches Stück, prosemitisch umgefärbt. Ernst Bloch hatte dafür die einmalige Vokabel „fruchtiger Philosemitismus“.

Dies ist wichtiger als die internationale Szene. Aber auch sie könnte einen schauern machen. Warum wollen wir uns wegen einer mittelmäßigen Hervorbringung in aller Welt wieder als Judenfeinde darstellen lassen, die wir in Wahrheit doch nicht oder nicht mehr sind?

Es gilt hier wirklich, zwischen Juden und dem Staat Israel zu trennen. Wir haben gar keinen Grund, gegen das widerwärtige Vorgehen der israelischen Besatzungsmacht auf der Westbank nicht Front zu machen. Wir werden niemals glauben, daß ein totes Kind im Staate Israel toter ist als ein totes arabisches Kind. Juden für bessere Menschen zu halten, das haben sich offenbar nur die Juden in Israel noch nicht abgewöhnt.

Das heißt doch aber nicht, daß wir die Opfer von Auschwitz, daß wir deren Kinder und Kindeskin- der durch ein mittelmäßiges, mißverständliches Stück beleidigen dürfen. Soweit sind wir noch lange nicht, soweit werden wir in vierzig oder achtzig Jahren nicht sein. Vielleicht nie.

COHN-BENDIT: Drei.

BUBIS: Eins. Die Ulmenstraße, Bockenheimer Landstraße sollte das zweite sein. Doch wenn Sie hier einen unbeteiligten Frankfurter gefragt haben, war Bubis das Synonym.

COHN-BENDIT: Ich kann Ihnen das auch erklären, warum. Da sind Sie nicht schuld, sondern wir. Sie haben das Pech gehabt, dieses Haus zu besitzen, das die politischste Gruppe von uns mit besetzt hat. An Ihrem Haus hat sich die größte Auseinandersetzung entzündet, der Kampf gegen die Spekulation kulminierte an Ihrem Block Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße.

SPIEGEL: Welchen Bezug haben die Züge des „reichen Juden“ aus dem Fassbinder-Stück zu der Frankfurter Westend-Realität der frühen siebziger Jahre?

COHN-BENDIT: Es geht um die Zerstörung der Stadt. Aber wenn man einen Realitätsbezug herstellt bei Fassbinder, muß man ihn gleich wieder zerstören, weil eben Fassbinder nicht realistisches Theater ist. Das Stück enthält keine Porträts von Menschen.

BUBIS: Und das finde ich das Schlimme: Mit diesem Stück ist der Schuldige gefunden worden. Jetzt weiß jeder, wer schuld ist an der Zerstörung des Westends: die „reichen Juden“.

COHN-BENDIT: Der Polizei-Präsident.

BUBIS: Der „reiche Jude“. Der Polizei-Präsident deckt ihn nur. Der Oberbürgermeister will es. Aber der Handlanger, der Zerstörer, ist der „reiche Jude“. Das ist das Antisemitische daran.

COHN-BENDIT: Sie machen es sich zu einfach. Fassbinder ist allegorisch. Fassbinder packt alles rein. Wie Christo Häuser und Brücken, packt er Frankfurt und die Spekulation ein. Es gibt ja drei

„Der, reiche Jude“ ist der Schuldige“

zentrale Figuren in diesem Stück: Es gibt die Nutte, es gibt einen Homosexuellen, und es gibt einen Juden. Diese drei Figuren, drei Außenseiter, klassische Außenseiter vor dem Zweiten Weltkrieg, werden in eine gesellschaftliche Konfrontation gebracht mit zum Teil völlig absurden und verkehrten Rollen. Ich meine: Daß ein ehemaliger Nazi seinen Lebensunterhalt als Transvestit verdient – da wird mir keiner sagen, daß das eine Realität ist. Und das Spannende bei Fassbinder ist, daß er den Juden und den Homosexuellen in eine harte Konfrontation bringt. Das hat Geschichte in Deutschland, denn Juden und Homosexuelle, sie mußten beide dran glauben im KZ. Das ist eine typische Fassbinder-Umkehrung von Geschichte.

BUBIS: So weit, so gut. Nur, Fassbinder hat in der Person des Juden einen Typus übernommen, in dem er den „rei-



Oberbürgermeister Arndt (1972)*: Mehr Freiraum, mehr Abriß

chen Juden“ geschaffen hat, der für all das einsteht. Wenn er nur einen Juden geschaffen hätte, einen Juden mit Namen, wie den Homosexuellen Oscar von Leiden. Aber so akzeptiere ich das nicht, daß man Fassbinder die Rolle zuschreibt, er habe sich immer der Minderheiten angenommen und damit auch der Juden. Für Fassbinder ist der arme Jude eine Minderheit, der verfolgte Jude eine Minderheit. Der reiche Jude ist für Fassbinder keine Minderheit.

COHN-BENDIT: Stimmt nicht.

BUBIS: So sehe ich es. Das ist das, was ich persönlich Fassbinder zum Vorwurf mache. Ich lebe damit, weil es die Wirklichkeit ist, daß es auch böse Juden gibt, daß es gute Christen gibt. Die Juden sind eine Religionsgemeinschaft.

COHN-BENDIT: Nee!

BUBIS: Doch.

COHN-BENDIT: Nein, nein!

BUBIS: Doch, doch!

COHN-BENDIT: Wenn es so einfach wäre, wäre das Problem gelöst.

BUBIS: Die Juden sind nichts als eine Religionsgemeinschaft.

SPIEGEL: Sie sind beide Juden.

COHN-BENDIT: Ich gehöre nicht dazu, zur Religion, aber ich bin trotzdem ein Jude.

BUBIS: Weil man sich aus dem Judentum nicht verabschieden kann. Selbst wenn Sie es wollten: Die anderen werden immer in Ihnen den Juden sehen.

COHN-BENDIT: Das ist richtig, aber das hat nichts mit der Religionsgemeinschaft zu tun. Das ist Lebensschicksal.

BUBIS: Bei mir ist es anders. Mein Judentum, das muß ich Ihnen offen sagen, besteht in der Religionsgemeinschaft. Ausschließlich!

COHN-BENDIT: Gut, das ist Ihres.

BUBIS: Ja. Wenn ich zum Beispiel zu Israel Sympathie habe, weil dort die Religionsgemeinschaft lebt, die Schicksalsgemeinschaft lebt.

SPIEGEL: ... Schicksalsgemeinschaft ist wieder was anderes.

BUBIS: Ich gehöre einer Generation an, die eben dieses Schicksal nicht einfach in die Ecke stellen kann, indem sie sagt: Alles vergessen.

COHN-BENDIT: Da kommen Sie zum Kern Ihres Protestes.

BUBIS: Fassbinder hat in meinen Augen eine bössartige Figur geschaffen. Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, daß bei einem Juden Töten auf Verlangen ganz

gewöhnlicher Mord ist. Einfach aus unserer Religion heraus.

COHN-BENDIT: Ja und?

SPIEGEL: In dem Stück kommt es vor.

COHN-BENDIT: Ja und?

BUBIS: Dazu sagt er beim Töten: Du bist eh nicht mehr zunutze. Es gibt vielleicht auch Juden, die so denken – ich kenne sie nicht, aber vielleicht gibt es sie. Nur, dies alles in eine Figur zu stecken, die sich der „reiche Jude“

„Fassbinder provoziert bis zum Ende“

nennt, das ist das, was ich Fassbinder vorwerfe. Der „reiche Jude“ – das ist der Hurenbock, das ist der Mörder, das ist der Rächer, das ist der Zerstörer.

COHN-BENDIT: Wenn Fassbinder es sich so einfach gemacht hätte, wäre das ein langweiliges Stück. Fassbinder wählt eine Vorgehensweise, die bei ihm Tradition hat. Er nimmt einen Topos, den reichen Juden, provoziert damit bis zum Ende, erzeugt bestimmte Reaktionen und baut sie dann ab, indem er die Figur in den Rahmen seiner Geschichte stellt, die von der Stadt, der Unbewohnbarkeit der Stadt handelt. Nicht bewohnen können, heißt nicht Mensch sein können. Städte sollen ja ein Ort der Kommunikation sein, wo Menschen sich treffen, miteinander leben, Emotionen, Gefühle austauschen. Das kann man laut Fassbinder nicht. Da sind die Städte unbewohnbar wie der Mond. Fassbinder zeigt auch, daß der reiche Jude, der zur Gesellschaft der Oberen zählt, eben nicht wirklich dazugehört, auch wenn er



Hausbesetzer Cohn-Bendit (Pfeil), Freunde (1978): Lebensstil verteidigt

* Im Frankfurter Amtsgericht bei einem Hausbesetzer-Prozeß.

In den Folterkammern des Gutgemeinten

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über die halböffentliche Fassbinder-Probe in Frankfurt

Das Gegenteil von Kunst, diese Einsicht verdanken wir Gottfried Benn, sei leider nicht Natur, sondern „gut gemeint“. Die Frankfurter Inszenierung von Fassbinders „Der Müll, die Stadt und der Tod“ ist schrecklich gut gemeint, mußte schrecklich gut gemeint sein, es blieb ihr nichts anderes übrig.

Warum? Seit es das Stück gibt, also seit rund zehn Jahren, gibt es auch das Gerücht, es sei antisemitisch. Der Suhrkamp Verlag trennte sich deswegen von dem Text – ein einmaliger Vorgang. Eine Aufführung auf Frankfurter Bühnen kam nicht zustande; der sie zuletzt versuchte, der Chef der neuen Alten Oper, Ulrich Schwab, mußte gehen.

Wenn also Günther Rühle, zehn Jahre lang Feuilleton-Chef der „FAZ“, die in Gestalt ihres Herausgebers Joachim Fest das Stück erst als linksfaschistisch antisemitisch, später nur noch schlicht als antisemitisch bekämpft hatte, wenn also Rühle beim Frontenwechsel von der „FAZ“ zum Frankfurter Schauspiel auch die Frontlinie zum Fassbinder-Stück als radikaler Überläufer wechselte, dann mußte er etwas beweisen wollen.

Einmal, daß die Verdrängung des Fassbinder-Stücks auch die Verdrängung eines Frankfurter Themas sei – des Themas, daß die Häuserspekulation und Westend-Sanierung im Frankfurt der sechziger und siebziger Jahre bei der Bevölkerung Antisemitismus produziert, zumindest hochgespielt habe. „Die Juden“ oder gar „der Jude“ galten für den Volksmund, wie er sich am Stammtisch erbricht, als die Schuldigen.

Zum anderen, daß Fassbinders Stück zwar das Thema aufgreife, ihm aber nicht so verfälle, daß er nun selber vom Antisemitismus infiziert wäre.

Die beiden Beweise konnte Rühle, bisher, nicht öffentlich führen. Seit er die Aufführung des Fassbinder-Stücks auch nur angekündigt hatte, war ein Proteststurm losgebrochen, der in der Verhinderung der Premiere durch die Frankfurter Jüdische Gemeinde gipfelte.

In einem verzweifelten Schachzug versuchte Rühle doch noch die Aufführung selbst als Hauptargument ins Feld zu führen. Er zeigte sie, in einer geschlossenen, als Probe deklarierten Vorstellung, den Theaterkritikern, die sich dazu auf eine Liste setzen lassen mußten. Die Geladenen durchliefen Kontrollen, mit denen man sonst in den Stammheimer Hochsicherheitstrakt oder zum Papst kommt.

Da ich zu den Ausgesiebten, Ausgewählten, Zugelassenen der Aufführung gehörte, deren Premiere verhindert, de-

ren weitere Vorstellungen verschoben, deren mögliche Folgerungen und Weiterungen in der gähnend leeren Knesset wie in New York und Los Angeles diskutiert wurden, bekam ich danach immer nur die eine Frage gestellt: „Na, ist das denn nun antisemitisch?“

Nicht die Frage „Ist es denn gut? Ist es denn spielenswert?“, sondern nur „Antisemitisch? Ja oder nein?“

Nicht nur ich muß diese Frage übrigens erwartet haben, lange bevor sie gestellt wurde, denn eigentlich habe ich,

vorher viel Schmutz, viel Schwarzes war. Mohrenwäsche nennt man dergleichen. Auf die deutsche Nachkriegsgeschichte gebracht, heißt das: Die Kehrseite des Antisemitismus, der offiziell geächtet und privat verdrängt wurde, war ein Philosemitismus der Feierstunden. Irgendwie durchweste dieser aus Brüderlichkeitswochen stammende gutgemeinte Geist auch die Inszenierung des Fassbinder-Stücks.

Wenn eine Figur etwas Antisemitisches sagte (die Sätze, die Fassbinder



Fassbinder-Stück in Frankfurt*: Vom Waschwang befallen

mißtrauisch wie ein Eifersüchtiger, der Gründe für seine Eifersucht sucht, die Aufführung, während ich sie sah, detektivisch nach „Antisemitismus“ abgesehen. Die Aufführung wiederum schien, aus ähnlichen Gründen wie ich, nichts anderes im Sinn zu haben, als diesen Verdacht möglichst weit von sich und dem Stück zu weisen. Entschieden und in aller Deutlichkeit.

Das Resultat war genau jenes schrecklich „Gutgemeinte“ der Inszenierung, die, als sei sie während ihrer Erarbeitung von einem Waschwang befallen worden, das Stück im besten Weiß erstrahlen lassen wollte.

Nur: Wer etwas so weißgewaschen vorführt, legt den Verdacht nahe, daß da

einem Altnazi in den Mund geschoben hat), dann heulten alsbald die Luftschutzsirenen, damit auch der letzte Zuhörer merken konnte, wohin solche Vorurteile geführt haben.

Oder aber: Wenn sich der Zwerg, angestellter Schläger des Juden, hämisch über seinen Herrn äußerte, dann heftete er ihm sofort für Augenblicke einen Judenstern an die Jacke. Der erstarrte in minutenlanger Leidpose. Eher für ein Plakat als für ein Theater.

Schließlich: Wollte der Vater der Hure in dem Stück sein Mißfallen ausdrücken, daß sie sich mit einem Juden eingelassen habe, so hängte er ihr auch gleich jenes berüchtigte Schild aus der Nazi-Zeit um: „Ich bin im Ort das größte Schwein und laß mich nur mit Juden ein.“

* Mit Ellen Schulz und Edgar M. Böhlke.

Aus einem wild sich ausknotenden, jäh und berserkerhaft um sich schlagenden Stück Fassbinders wurde eine zeitgeschichtliche Lektion. Der Regisseur Hilsdorf hatte einen Zeigestock in der Hand und zeigte uns mit sichtlichem Abscheu die Niederungen auf der düsteren Landkarte der Neo-Naziwelt. Es war wie beim Pfarrer in der Bibelstunde, wenn der, Gott behüte, auf den Teufel und die Sünde zu sprechen kommt.

Aber das Stück, das Stück, das Stück? Ist es denn nun . . . ? Fassbinders „Der Müll, die Stadt und der Tod“ ist ein eilig geschriebenes, unausgeglichenes Zeitstück zum Klima der Hausbesetzungs- und Spekulationsjahre in Frankfurt, ein Stück in Dur und Müll. Die Eile erkennt man unter anderem daran, daß das Stück dauernd etwas behauptet und selten etwas zeigt.

Behauptet wird, daß ein Zuhälter seine Freundin, eine schwindsüchtige Hure, nur dann liebt, wenn er sie schlägt. Also sagt sie, er liebe sie nur, wenn er sie schlage. Also sagt er, jetzt liebe er sie nicht und deshalb schlage er sie auch nicht. Und dann schlägt er sie doch, und beide sagen sich: Das ist Liebe. Fassbinder baute manchmal nahe am Kitsch, was er durch rüdes Muskelspiel zu verbergen suchte.

Außer dieser Puff-Romantik, die ekklige Freier, vor Kälte schwindsüchtig hustende Huren oder Verlassene, die vom Schwanz ihrer Schinder schwärmen, vorführt, handelt das Stück von der Unwirtlichkeit der Städte und der Kälte der Gefühle – Themen, die Fassbinder hier als Nachbuchstabierer des jungen Brecht („Im Dickicht der Städte“), der jungen Fleißer („Fegefeuer in Ingolstadt“) und Ödön von Horváths („Geschichten aus dem Wienerwald“) zeigt.

Die schwindsüchtige, geprügelte Hure Roma B. gerät an den Juden A., der davon erzählt, daß er ein Bauspekulant sei, daß der Polizeipräsident wohl oder übel sein Freund sein müsse und daß er sehr allein sei. Wer nicht?

Als er die Hure zu seiner Vertrauten und reich macht, grämt sich ihr Freund (ein Verwandter Genets und Abkomme von Döblins Biberkopf) so, daß er erst schwul wird und sich dann in einer Mischung aus Lust und Schmerz halb totvögeln und dreiviertel totschiagen läßt.

Der Vater der Hure, ein ehemaliger Nazi, arbeitet als Transvestit, während die Mutter Marx liest. Dem Vater schwant, daß der Jude die Tochter nur reich macht, um ihn zu kränken.

Am Ende bittet die zu einer Nitribitt-Karriere Aufgestiegene den Juden, sie zu töten. Der erfüllt ihr, eher widerstrebend, den Wunsch. Dann wird ihr übel zugerichteter Ex-Freund als in Frage kommender Mörder präpariert, wozu sich Polizeipräsident und Jude vereinen.

Und ein solches Stück erregt die Welt? Zugegeben: Eine Ballade, die ihre Einsichten in eruptiven Bildern von sich gibt, deren Handlung sich in lyrischen Schüben aus Dreck und Liebe zu vollziehen trachtet, deren Licht in der Gosse gespiegelt werden soll – eine solche Ballade läßt sich so nur schlecht erzählen. Die Nacherzählung tut ihr natürlich unrecht.

Aber Unrecht geschieht ihr ebenso durch eine beflissene Aufführung, die mit ihr unbedingt guten Willen beweisen und um Fassbinder einen Märtyrer-Rahmen schnörkeln und schnitzen will. Alles Brutale, Verletzende, Unmenschliche war ängstlich gemieden – nur keine Mißverständnisse.

Der Puff, die Nutten, die Freier hätten so in jedes Weihnachtsmärchen der Heilsarmee passen können. Der Zuhälter (Michael Schlegelberger), erst ein liebes schüchternes kleines Kerlchen, dem es schwerfällt, die Hand gegen seine Hure zu heben, aber es muß sein, dann ein Gekreuzigter, der nackt und kreativ auf der Bühne herumliegt, ecce homo.

Die Roma B. (Ellen Schulz), ein hübsches, dummes, hustendes Perücken-Blondchen aus den fünfziger Jahren. Damit man sie nur ja nicht falsch verstehen konnte, wurde sie dauernd durch kitschige Opern-Zitate, Peter-Kraus- oder Caterina-Valente-Schlager als Schnulzchen der Nierentisch-Jahre vorgeführt, armes Hascherl.

Der Jude A. schließlich, wie ihn Edgar M. Böhlke spielte, ein soignierter angestaubter Hamlet der Bordellwelt. Jener in Wahrheit unangenehmster Typ von Puffbesucher, der dort von der Schlechtigkeit der Welt sulzt und „einen Menschen“ sucht – man kennt das. In Daniel Schmidts Verfilmung des Stücks („Schatten der Engel“) war die anstößige Figur (Klaus Löwitsch) wenigstens noch kräftig, vital, zynisch. Hier: Fehlanzeige von menschelnder Leisetreterei.

Nur in einer Szene, in einer Figur hatte die Aufführung den Mut zu Fassbinders atemraubenden Geschmacklosigkeiten: wenn der alte Nazi seine Frau im Rollstuhl auszieht, um sich ihre Kleider für seinen Abendauftritt in der Transvestiten-Show zu nehmen. Ernst August Schepmann riskierte die Schwäche, Geilheit, Unentschlossenheit und Schmierigkeit dieser Szene und erreichte in einem Bild kläglichen Triumphs einen Zipfel von Fassbinders Wahrheit.

Aber sonst? Ist das nun antisemitisch? Wenn mich wieder jemand fragt: So peinlich beflissen und so übertrieben gut gemeint wie die Aufführung möchte ich den Kopf nicht verneinend schütteln. Daß ihr eigentlich nichts anderes übrigblieb, macht das die Sache besser? Wohl nicht.



Autor Fassbinder
Eingereiht in deutsche Peinlichkeiten?

das nötige Geld hat. Er ist allein, er ist kommunikationslos und sucht die Kommunikation im Bordell, mit dieser Hure. Sie sagen, er tötet. Ja, er tötet, denn Fassbinder geht bis zum Ende der Provokation.

BUBIS: Der Jude leugnet anschließend auch, getötet zu haben. Nicht nur, daß er tötet . . .

COHN-BENDIT: . . . ja, das ist doch selbstverständlich.

BUBIS: Er leugnet die Tat und ist froh, daß der Zeuge umgebracht wird, und läßt seinen Gefolgsmann für ein falsches Alibi sorgen und sagen: Wir bezeugen alles.

COHN-BENDIT: Ja, aber was macht Fassbinder? Er stellt ihn dann in eine Kumpanei mit denen, die wissen, daß es gelogen ist – mit dem Polizei-Präsidenten, den Stadtoberen. Er sagt: Die Autoritäten, die aus Angst zugelassen

„Identisch mit linken Aktionsformen“

haben, daß Juden, die Homosexuellen, die Sinti vernichtet wurden, die können sich heute des Juden bedienen, wenn's ihnen paßt, genauso wie sie ihn früher umgebracht haben. Aber das macht das Stück nicht antisemitisch. Nur: Sie haben eine Wut, Sie und die Jüdische Gemeinde vertreten einen Protest. Dieser Protest hängt nicht an Fassbinder.

BUBIS: Er hängt am Stück.

COHN-BENDIT: Nein, auch nicht.

BUBIS: Doch.

SPIEGEL: Ist der dem Stück vorgeworfene Antisemitismus vielleicht nur ein Vorwand? Diskutieren hier in Wirklichkeit nicht Konservative gegen Libe-

rale, und wird nicht in Wahrheit dagegen protestiert, daß das Stück eine Vermenschung der Interessen der Stadt mit Privatinteressen zeigt?

BUBIS: Protestiert wird dagegen, daß in dieser Vermenschung zunächst einmal überhaupt ein Jude ist, auch noch einer, dem man keinen Namen gegeben hat, den man unter den Begriff des „reichen Juden“ stellt. Das ist die schlimmste Verallgemeinerung. Wissen Sie, ich habe mit Leuten gesprochen. Alle, die das Stück gelesen hatten, fanden es schrecklich. Jeder hat mich gefragt: Fühlen Sie sich angesprochen als dieser Jude? Da habe ich die Leute gefragt: Woran erkennen Sie mich denn wieder? Sie sagten: Sie sind Jude, Sie sind reich, Sie haben gebaut. Das reicht.

COHN-BENDIT: Ja, aber Sie sind es nicht. Sie leben nicht so unglücklich.

grenzten Regelverletzung, sprich Hausbesetzung oder Straßenbahn-Blockade, und endet bei Terror oder Mord. Jetzt begeht auch die Jüdische Gemeinde eine Regelverletzung. Die „FAZ“ hat nicht gewagt zu schreiben: Das Stück ist schrecklich, wir sind dagegen; aber so, wie die Jüdische Gemeinde es macht, geht es nicht. Dennoch hat die Jüdische Gemeinde in Wahrheit etwas begonnen, was mit unseren Aktionsformen identisch ist.

BUBIS: Nein, wirklich nicht. Wirklich nicht.

COHN-BENDIT: Sie haben Hausbesetzung begangen, Hausfriedensbruch.

BUBIS: Wir haben für drei Stunden Hausfriedensbruch begangen.

COHN-BENDIT: Und Sie wollen's wieder machen.

wenn die Polizei kommt. Das reicht mir, wenn die Polizei kommt, wenn ich gegen ein antisemitisches Stück protestiere.

COHN-BENDIT: Ich halte es grundsätzlich für falsch, gesellschaftliche Konflikte mit der Polizei zu lösen. Ob Sie es wollen oder nicht, Herr Bubis: Sie haben hier etwas gemacht, was der CDU und der „FAZ“ nicht nur gegen den Strich geht, sondern einfach so widerlich ist,

„Die klassische Form von Nötigung“

weil sie sehen, wie schwach ihre eigene Argumentation immer gegen die Linken war; sie müssen anerkennen, daß Sie berechnete Emotionen haben, und plötzlich sehen sie, daß das berechnete Verteidigen von Emotionen zu Handlungen führt, die in der Rechtsordnung nicht vorgesehen sind.

BUBIS: Wir waren von vornherein entschlossen, es nicht zu einer Eskalation kommen zu lassen.

COHN-BENDIT: Ich hoffe es.

SPIEGEL: Herr Bubis, werden Sie sich gegenüber Herrn Rühle durchsetzen?

BUBIS: Am liebsten hätten wir Herrn Rühle überzeugt. Aber der Herr Rühle, das haben wir inzwischen festgestellt, ist nicht zu überzeugen. Der Herr Rühle ist nicht ehrlich.

SPIEGEL: Wieso denn das?

BUBIS: Ich bin seit einigen Monaten in der Diskussion mit Herrn Rühle. Zu Beginn war er der Meinung, das Stück ist schlecht, das Stück muß weg: Deshalb muß man's einmal spielen, damit es verschwindet.

COHN-BENDIT: Er hat schlecht gelesen.

SPIEGEL: Ist das eine Profilneurose von Herrn Rühle, der als neuer Intendant ein Spektakel haben will um jeden Preis?

BUBIS: Das habe ich schon lange gesagt.

SPIEGEL: Es sind jetzt schon zwei Vorstellungen abgesetzt worden. Herr Rühle hat das damit begründet, daß es zu wilden Demonstrationen kommen könnte.

BUBIS: Dann will ich ihn nicht beruhigen. Vielleicht setzt er dann auch am Mittwoch dieser Woche ab.

COHN-BENDIT: Das ist Nötigung, Herr Bubis! Das ist die klassische Form von Nötigung!

BUBIS: Wir sind noch nicht so weit gegangen, wie man laut Bundesverfassungsgericht mit der Demonstrationsfreiheit gehen kann: Auch ein paar kaputte Scheiben müssen in Kauf genommen werden – sagt das Gericht.

SPIEGEL: Herr Bubis, der Jüdischen Gemeinde wird vorgeworfen, sie betrei-



Goethepreis-Verleihung an Jünger*: „Wir haben leider geschwiegen“

BUBIS: Ich fühle mich auch nicht unglücklich.

COHN-BENDIT: Ja, eben. Deswegen sind Sie auch keine Fassbinder-Figur. Deswegen wäre es völlig absurd, wenn Fassbinder Sie beim Namen genannt hätte. Es geht auch nicht um Konservative und Liberale.

BUBIS: Nein, wirklich nicht!

COHN-BENDIT: Der Intendant Günther Rühle, der zehn Jahre Leiter des „FAZ“-Feuilletons war, wird sicherlich nicht die gleiche Auffassung von Kultur haben wie ich oder Fassbinder.

SPIEGEL: Die „FAZ“ distanziert sich vehement von Rühle.

COHN-BENDIT: Die „FAZ“ und die CDU haben uns linken Demonstranten durch die Jahre immer wieder vorgeworfen: Euer Protest beginnt mit einer be-

BUBIS: Wir werden's wieder machen. Aber wir werden sicherlich weder Eier dabeihaben noch Tomaten noch Steine.

COHN-BENDIT: Sie nicht. Aber die jungen Leute, die draußen standen von der Jüdischen Gemeinde, die ganz stark emotionalisiert waren, ganz geladen waren, die so weit gingen, daß sie mir vorgeworfen haben, ich sollte mich doch arisieren lassen – ob die dann mal eine Scheibe des Theaters einschlagen werden in ihrer Wut, das wissen Sie nicht.

BUBIS: Also, eines kann ich Ihnen sagen: Man hätte uns nicht von der Bühne rauszutragen brauchen. Wir standen oben und waren entschlossen, sollte der Polizeipräsident oder die Polizei kommen und sagen, so, jetzt räumen sie, dann wären wir gegangen.

COHN-BENDIT: Was ich phantastisch finde.

BUBIS: Mich braucht man nicht erst rauszutragen. Ich sage: Mir reicht es,

* Durch den Frankfurter Oberbürgermeister Wallmann (CDU), 1982.

be Heuchelei: Das Treffen von Bundeskanzler Kohl mit US-Präsident Reagan an Gräbern von SS-Soldaten in Bitburg wäre eine bessere Gelegenheit zum Protest gewesen.

BUBIS: Haben wir gemacht.

SPIEGEL: Aber sehr viel zahmer als in Frankfurt.

BUBIS: Das war nicht viel zahmer als hier. In Bitburg waren Juden aus Frankreich, aus der Bundesrepublik, auch die Jüdische Gemeinde Frankfurt, drei Busse mit jungen Leuten. In Bergen-Belsen haben sich welche hingesetzt. Beim 21. Strafrechtsänderungsgesetz** bin ich nicht auf die Straße gegangen, aber wir haben interveniert. Ich bin bei Minister Schäuble im Bundeskanzleramt gewesen, weil wir gesagt haben: Wenn dieses Gesetz kommt, wie es jetzt kommt, dann ist das eine Aufrechnungsmentalität, die wir nicht akzeptieren können – lieber gar kein Gesetz als dieses. Verhindern konnten wir es nicht. So ist es gekommen. Wir waren in Nesselwang...

SPIEGEL: Bei einem SS-Treffen.

BUBIS: ... haben uns in KZ-Kleidung hingestellt. Wir haben Busse zum SS-Treffen nach Bad Hersfeld geschickt. Vielleicht machen wir es nicht laut genug.

COHN-BENDIT: Nein, nein, das ist nicht das Problem. Sie haben gegen etwas protestiert, was in der Bundesrepublik seit einigen Jahren passiert, was

„Dann muß ich wieder auswandern“

ich mal so verkürzt die „Normalisierung“ nenne. Es soll einfach gesagt werden: Nun, Kinder, es sind ja vierzig Jahre vorbei. Und Herr Kohl sagt: Ich habe doch damit nichts zu tun, ich war 16, 17, 18, ich habe die Gnade der späten Geburt. Er vergißt, daß er bei der Hitler-Jugend und bei solchen Organisationen war. Aber ist ja egal.

BUBIS: Darauf kommt es auch nicht an. Aber dazu paßt, daß auch Herr Rühle seine Ansprache im Theater am 31. Oktober mit „Vierzig Jahre danach ...“ begann.

COHN-BENDIT: Er will sagen: Jetzt ist es genug, wir haben unsere Schuldigkeit getan, indem wir immer sonntags bekunden, daß es schrecklich war, was mit den Juden passierte. Und jetzt gehen wir zur Tagesordnung über. Dagegen – plötzlich – hat sich jüdische Identität in der Jüdischen Gemeinde gewehrt. Sie hat sich gewehrt bei Bitburg. Sie hat sich gewehrt, was Sie sagen, bei Nesselwang, beim Strafrechtsänderungsgesetz. Aber sie hat gemerkt, daß es ein Wehren umsonst ist. Das sind Rufer in der Wüste. Das ist ein Moment der Einsamkeit. Aus dieser Enttäuschung, aus dieser

Verletztheit sagen Sie: Bei Fassbinder wollen wir's wissen.

BUBIS: Nein, das stimmt nicht. Ich spreche jetzt nicht nur für mich, ich kenne die Stimmung in der jüdischen Gemeinschaft. Ich bin im Direktorium des Zentralrats, im Verwaltungsrat des Zentralrats auf überregionaler Ebene...

COHN-BENDIT: ... ich treffe immer auf Leute, die irgend etwas sind. Ich bin immer nichts.

BUBIS: Ich will sagen, daß ich die Stimmung der jüdischen Gemeinschaft in der Bundesrepublik kenne. Wir haben ja zwei Kategorien: Wir haben deutsche Juden, und wir haben Juden in Deutschland. So müssen wir's sehen.

COHN-BENDIT: Ja, klar.

BUBIS: Wir haben Juden in Deutschland, die sich heute noch nicht damit

Normal ist, wenn ich den Juden nicht ein Tabu-Mäntelchen überhänge. Normal ist, wenn ich einen jüdischen Verbrecher als Verbrecher bezeichne. Was nicht sein darf, ist, anonym Antisemitismus zu erzeugen, und dann sagen: Das ist ein Zeichen der Normalität. Das darf ich nicht.

COHN-BENDIT: Aber das macht doch Fassbinder nicht.

BUBIS: Doch. Das ist unser Streit. Auch in Bitburg wurden wir falsch verstanden. Es ging nicht gegen die Versöhnung mit den Menschen, mit den Toten. Uns ging es um die Symbole. Wir können uns nicht mit den SS-Symbolen versöhnen – in 100 Jahren noch nicht! Mit den Menschen haben wir uns längst versöhnt. Sind wir nicht wieder hierhergekommen? Reden wir nicht miteinander? Gehen wir denn nicht normal miteinander um?



Jüdischer Protest in Bitburg*: „Es ging um die Symbole“

abgefunden haben, daß sie Deutsche sein können und sein wollen. Selbst wenn sie einen deutschen Paß haben, fühlen sie sich als Juden in Deutschland und nicht als deutsche Juden. Der Wunsch nach Normalität ist wirklich bei allen vorhanden.

SPIEGEL: Was heißt das in bezug auf Fassbinder?

BUBIS: Normal ist, wenn wir wieder über Juden schimpfen dürfen. Das ist das, was wir nicht kapieren.

* Im Mai beim Besuch von Bundeskanzler Kohl und US-Präsident Reagan auf dem Soldaten- und SS-Friedhof.

** Das von der sozialliberalen Koalition vorbereitete Gesetz hatte zunächst nur die Leugnung des NS-Judenmords („Auschwitz-Lüge“) ahnden sollen. Die christliberale Bonner Regierung stellte dann die Opfer „der nationalsozialistischen oder einer anderen Gewalt- oder Willkürherrschaft“ gleichermaßen unter Schutz vor Beleidigung; jüdische Organisationen protestierten gegen die „Aufrechnung“ vom Judenmord und Vertreibungsoffern.

COHN-BENDIT: Bei Verletztheit geht es immer um Symbole. Fassbinder geht es auch um Symbole.

BUBIS: Das Symbol des „reichen Juden“. Wenn in diesem Stück diese Figur „der Zigeuner“ gewesen wäre und die Zigeuner hätten sich gewehrt, ich wäre mit auf die Bühne gegangen.

SPIEGEL: Es hat hier in Frankfurt auch bei der Verleihung des Goethe-Preises an Ernst Jünger Proteste gegen diesen, wie es hieß, Wegbereiter des Nationalsozialismus gegeben. Hat die Jüdische Gemeinde auch protestiert?

BUBIS: Wir haben damals leider geschwiegen. Unser Protest hat sich lediglich darin ausgedrückt, daß wir trotz Einladung nicht an der Preisverleihung teilgenommen haben. Das ist ein sehr stiller Protest.

COHN-BENDIT: Ich glaube nicht, daß vor allem Bitburg und das Aufrech-

**Statt Samt und Plüsch
lieber froh und frisch.**
Testen Sie die unkonventionelle
Atmosphäre unserer Häuser.
Und wenn Sie uns jetzt gleich anru-
fen ist dieser Test mit ein bißchen
Glück sogar ein Jahr lang kostenlos
für Sie. Rufen Sie uns an:
069/74 60 60.




hotel ibis
Einfach anders gut.

berlin
bochum
bremen
düsseldorf
hamburg
 köln
osnabrück
paderborn
ulm
duisburg
(ca. ab Jan. 86)
gelsenkirchen
(ca. ab Mai 86)
nürnberg
(ca. ab September 86)

Reservierungen weltweit kostenlos
über **RESINER** 069/74 25 98

nen der Auschwitz-Lü-
ge der Höhepunkt
dieser Normalisierung
waren.

SPIEGEL: Es be-
gann mit Kohls Besuch
in Israel.

COHN-BENDIT:
Wie unsensibel unser
Bundeskanzler auf-
trat, war ein Skandal,
der nur einem anderen
Skandal glich, nämlich
der Reise der Grünen
nach Israel, die glaub-
ten, als Deutsche in
Israel als Anwälte der
Palästinenser auftre-
ten zu können. Das
sind die beiden großen
Skandale: Unsensibili-
tät und Selbstgerech-
tigkeit.

BUBIS: Genauso
habe ich Bitburg und
die Reise der Grünen
nach Israel gesehen.

COHN-BENDIT:
Alles, was sich da ein-
gereiht hat an deut-
schen Peinlichkeiten
gegenüber den Juden,
da kommt eine ver-
hängnisvolle Konstel-
lation, in die sich Fass-
binder eben nicht einreihen läßt. Über
die Inhalte, da mögen Sie sagen, das läßt
sich einreihen. Aber von der Person
Fassbinder, von dem Menschen ist in das
Kulturgedankengut, das Kohl und die
CDU repräsentierten, nichts zu integrie-
ren.

SPIEGEL: Der rosa Winkel schützt
Fassbinder davor, gegen den Judenstern
zu polemisieren. Der wußte, daß er ge-
nauso ein Opfer der Nazis gewesen wäre.

BUBIS: Und da hat er den „reichen
Juden“ in eine andere Ecke gestellt.

COHN-BENDIT: Wie er im „Faust-
recht der Freiheit“ die Schwulen als die
verabscheuungswürdigsten Menschen
darstellt.

SPIEGEL: Herr Bubis, es hat eine Art
Voraussicht stattgefunden. Ist es
denkbar, daß Sie Ihre Haltung ändern?

BUBIS: Nein.

SPIEGEL: Was heißt das für Sie, Herr
Cohn-Bendit? Wie soll es weitergehen?

COHN-BENDIT: Ich baue da auf
eine ganz klare Position der Aufklärung.
Die Diskussion soll weitergehen. Deswe-
gen haben wir am letzten Sonntag eine
Veranstaltung gemacht: „Frankfurt, die
Stadt, die Juden und die Geschichte“. Das
ist ein Versuch, Brücken zu bauen.
Ich glaube einfach, daß die Verkürzung
auch in der Jüdischen Gemeinde darin
liegt, Fassbinder zu treffen, wo es ande-
res gilt zu verarbeiten. Das muß man
ihnen klarmachen.

BUBIS: Falsch. Das Stück treffen und
nicht Fassbinder.



Protest gegen Fassbinder-Stück*
„Wunsch nach Normalität“

COHN-BENDIT: Er sagt „falsch“. Und ich sage: Wenn das klargemacht
worden ist, dann wird dieses Stück auf-
geführt. Ich habe kein Problem, ob's
morgen oder übermorgen ist. Mich inter-
essiert mittlerweile das Stück an sich
nicht mehr. Mich interessiert, daß die
Juden sich hier artikulieren. Und noch
eines: Es wird immer gesagt: Achtung,
wenn ihr euch durchsetzt, das kann auch
Antisemitismus produzieren. Die Juden
haben die Macht. Das ist das Schlimm-
ste, was man als untergründigen Vorwurf
artikulieren kann.

BUBIS: So ist es. Deshalb habe ich
dem SPD-Kommunalpolitiker Raabe ge-
sagt: Wenn Sie so denken, dann habe ich
vor Ihnen Angst.

SPIEGEL: Sie haben gesagt: Dann
muß ich wieder auswandern.

BUBIS: Das habe ich dem frühe-
ren CDU-Stadtverordnetenvorsteher ge-
sagt.

COHN-BENDIT: Peinlich im Theater
war, daß irgend jemand meinte, furcht-
bar schlau zu sein, und vorschlug: Lassen
wir doch abstimmen. Dann hätte man
1933 in Deutschland auch gleich abstim-
men lassen können, ob die Juden ver-
nichtet werden sollen.

SPIEGEL: Herr Bubis, Herr Cohn-
Bendit, wir danken Ihnen für dieses
Gespräch.

* Christlich-jüdische Gedenkstunde am antifaschi-
stischen Mahnmal an der Frankfurter Paulskirche,
am Donnerstag vorletzter Woche.